

Shlomo Graber

DENN LIEBE IST STÄRKER
ALS HASS

Autobiografie

Riverfield

Impressum

© Riverfield Verlag, Basel 2015
4010 Basel, www.riverfield-verlag.ch

Fotos: Das Porträt des Autors auf dem Umschlag sowie Fotos im Innenteil hat Christoph Läser, Basel, aufgenommen. Die übrigen Fotos und die Bilder im Buch stammen aus dem Privatarchiv Shlomo Grabers.

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie, Zürich

Druck & Bindung: CPI Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-9524463-0-0

Vorwort: Shlomo Graber – der Mensch

Shlomo Graber ist einer der wenigen noch lebenden Zeugen des Holocaust. Er ist wahrscheinlich einer der Letzten, die gleich zweimal deportiert wurden und drei Konzentrationslager – darunter auch Auschwitz, wo fast seine ganze Familie getötet wurde – überlebt haben. Zudem hat Shlomo Graber den berüchtigten Todesmarsch von Görlitz überlebt und ist nach heutigem Wissensstand der letzte Überlebende des KZ Görlitz, aus dem er und sein Vater Mozes am 8. Mai 1945, also genau am Tag des Kriegsendes in Europa, befreit wurden.

Shlomo und sein Vater Mozes waren die einzigen Überlebenden der einst 34 Familienmitglieder väterlicherseits, mütterlicherseits überlebten nur zehn von 55 Angehörigen.

Wie begegnet man einem Menschen, der diesen Weg durch die Hölle gegangen ist? Ist er heute, siebzig Jahre später, ein gebrochener Mann? Hat er auch, wie man aus vielen Schilderungen überlebender KZ-Opfer weiß, diesen Horror nie ganz überwunden? ›Was für eine Frage!‹, ist man versucht, sich selbst zur inneren Ordnung zu rufen. Wie könnte ein Mensch je das überwinden, was in der Hölle dieser Vernichtungsmaschinerie der Nazis mit und an Menschen angestellt wurde?

Es existieren unzählige Dokumentationen und Filme über die Verbrechen der Nazis an den Menschen, die wir

alle schon im Fernsehen gesehen haben. Bilder, die kaum fassbar sind, und nicht nachvollziehbar bleibt, zu welchen Gräueltaten Menschen fähig sind. Aber diese Bilder und Berichte erzählen von Geschehnissen, die in der Regel uns Unbekannte betreffen. Wenn wir über den Genozid an Millionen Menschen lesen oder Aufzeichnungen darüber sehen, sind wir empört, schockiert und fassungslos. Aber wir sind meistens nicht besonders berührt, weil keine Beziehung zu den Opfern besteht. Es waren einfach zu viele, um all ihren Schmerz in unseren Herzen zu fühlen. Wir erfassen das Unsägliche abstrakt und pauschal, denn kein Verstand ist in der Lage, den gesamten Umfang solcher Barbarei auch nur annähernd zu begreifen.

Wie also begegnet man einem Menschen, dem unvorstellbares Leid zugefügt wurde und dessen Familie auf grausamste Art und Weise vernichtet wurde? Zudem fragt man sich an dieser Stelle, wie man es anstellen soll, eine Autobiografie seines ganzen Lebens – und nicht nur der ersten achtzehn Jahre bis zu Shlomo Grabers Befreiung am 8. Mai 1945 – in die Form eines Buchs zu bringen, ohne damit abzuschrecken oder dieses Jahrhundertleben gar als unglaubwürdig erscheinen zu lassen.

Wenn man Shlomo Graber das erste Mal begegnet, ist man erst einmal verblüfft. Der bald 89-Jährige ist ein stattlicher, groß gewachsener Mann mit vollem weißen Haar, strahlend blauen Augen, aus denen Wärme und zugleich Schalk sprechen. Die Frage nach dem Du stellt sich bei ihm nie, denn er begrüßt alle seine Gäste immer mit einem verschmitzten »Ich bin Shlomo«. Sein einnehmendes Lachen versprüht Lebensfreude und Energie, um die

ihn manch Jüngerer wohl beneiden würde. Man kann an ihm nichts Verhärmtes, Gebrochenes ausmachen – ganz im Gegenteil. Unweigerlich drängt sich einem die Wendung auf: »Wer an seinem Leid nicht zerbricht, der wird gestärkt daraus hervorgehen.« Denn nur so scheint einem das stets positive Befinden und die unbändige Lebensfreude dieses außergewöhnlichen Menschen erklärbar.

Das geräumige Apartment in Basel, das er mit seiner Frau Myrtha seit mehr als 25 Jahren bewohnt, erinnert an ein kleines Kunstmuseum. An den Wänden ist kaum ein freies Fleckchen auszumachen. Die vielen Gemälde, die dicht an dicht hängen, lassen einem den Mund offen stehen – eine solche Anzahl an Bildern würde man in einer normalen Wohnung niemals erwarten. 1995 habe er erst richtig mit dem Malen begonnen, erklärt Shlomo seinen Besuchern und fügt mit einem schelmischen Augenzwinkern hinzu: »Die Liebe zu meiner Frau hat mich wohl inspiriert.«

Die meisten Bilder an den Wänden sind abstrakt, aber alle strahlen das aus, was Shlomo Graber zu einer solch beeindruckenden Persönlichkeit macht: Lebensfreude pur!

Obwohl Shlomo nur sechs Jahre die Schule besucht hatte, weil er danach arbeiten und zum Einkommen der Familie beitragen musste, eignete er sich später viele Fähigkeiten an, zum Beispiel in der Elektrobranche oder im Handelswesen. Sieben Sprachen beherrsche er und habe sich diese, wie fast alles in seinem Leben, autodidaktisch angeeignet.

Die vorliegende Autobiografie basiert auf unzähligen Gesprächen, die wir mit Shlomo Graber vom Oktober 2014

bis zum Januar 2015 führten und in denen er uns teils aus seiner Erinnerung, teils mittels unzähliger Notizen aus den Jahren 1948 bis 1998 sein Leben erzählte. Zudem wurden seine Erinnerungen ergänzt durch einen ausführlichen Text, den Shlomo Graber in hebräischer Sprache in den Jahren 2000–2003 verfasste und der 2004 auf Deutsch unter dem Titel »Schlajme« (ISBN 978-3-896497-57-4) und im Jahre 2005 auf Ungarisch unter dem Titel »Slajme« (ISBN 963-7-088-07-5) veröffentlicht wurde.

Wir haben nach bestem Wissen und Gewissen die belegbaren und dokumentierten historischen Fakten geprüft. Einige Episoden und Begebenheiten aus Shlomo Grabers Leben, die er uns erzählte und die in die vorliegende Autobiografie eingeflossen sind, konnten von uns, aus verständlichen Gründen, jedoch weder untersucht noch gewichtet werden. Denn die Erlebnisse und Begebenheiten, die sich in Shlomo Grabers Leben ereignet haben (im Besonderen die in den Konzentrationslagern), kann nur er selbst inhaltlich bestätigen.

Ganz bewusst haben wir zudem einen belletristischen Erzählstil dieses wahrhaft unglaublichen Lebens Shlomo Grabers gewählt: um dem ebenso unglaublichen Menschen gerecht zu werden, der dieses Leben gelebt hat.

Adrian Suter (*Co-Autor*)
Alfonso Pecorelli (*Verleger*)
im März 2015

Meine erste Erinnerung

Die Wand war makellos weiß. So hell wie die Sonne, wenn man direkt in sie hineinschaut. Es blendete mich so sehr, dass ich meine Augen im ersten Moment zu winzigen Schlitzern zusammenzog.

Nach einer Weile hatten sie sich an den gleißend hellen Schein gewöhnt, und als ich einen kleinen Schritt näher trat, den kleinen Ast in meiner rechten Hand sanft im Takt einer Melodie, die nur ich hören konnte, gegen mein Bein schlagend, sah ich ihn – den Riss!

Ja, es war ein winzig kleiner Riss in der sonst so makellos und perfekt weißen Wand, der mir zunächst überhaupt nicht aufgefallen war.

Mein Oberkörper beugte sich noch etwas weiter vor, sodass meine Stupsnase fast den Putz der Wand berührte, und jetzt schien mir dieser Riss in der Wand gar nicht mehr so klein zu sein. Und je länger ich diesen Riss betrachtete, je näher ich meine Augen an die Wand heftete, desto mehr erinnerte mich der Riss an einen mikroskopisch kleinen Fluss, der sich durch die Berge und Täler des Wandputzes schlängelte, um vielleicht der Wand – wie ein Fluss in der Wüste – neues Leben einzuhauchen.

Ich hob den dünnen Ast – vielleicht war es auch bloß ein Holzsplitter, so genau kann ich mich nicht daran erinnern – und begann, dem Fluss (oder besser dem Riss) seinen Weg zu bahnen. Denn wenn der Riss in der Wand ein Fluss wäre, der Leben in die Wand bringen sollte, so wie Wasser Leben in eine Wüste bringt, wollte ich mithel-

fen, dies zu tun. Und siehe da: Als sei ich Gott selbst, der mit einem mächtigen Stab Leben auf die Erde und in die Menschen zaubert, vergrößerte sich, mittels meiner Hilfe und des Schabens und Scharrens meines Holzstückes, der Riss in der Tat sehr schnell. Bald schwebten Teile des Putzes unter meinem traktierenden Stock, der sich immer weiter an dem Riss zu schaffen machte, wie Schneeflocken an einem kalten Wintertag zu Boden.

Plötzlich verspürte ich einen Klaps auf meinem Po.

Ich erschrak so sehr, dass mir der kleine Stock aus den Händen glitt, und bevor ich mich umdrehen konnte, hörte ich die sonore Stimme meines Großvaters Itzhak, die sagte: »So was macht man nicht, mein Junge.«

Ich drehte mich um, die eine Hand wie zum Schutz gegen einen weiteren Klaps auf meinen Po an denselben haltend und die andere schuldbewusst über den Riss an der weißen Wand, während Großvater seinen Finger hob und weitersprach: »Risse sind wie beginnender Hass, mein Junge: Man vergrößert sie nicht – man repariert sie.«

Wir schrieben das Jahr 1929. Ich war drei Jahre alt und dies ist meine erste und vielleicht auch wichtigste Erinnerung, an die ich mich bewusst und bis heute zu entsinnen vermag.

Ich verstand damals die Bedeutung dessen, was mein Großvater soeben gesagt hatte, noch nicht wirklich. Doch diese Worte, die Weisheit, die aus denselben sprach, sollten mich das ganze Leben hindurch begleiten und mir als Leitfaden dienen. Denn wenn ich mein ganzes Leben in einem einzigen Satz zusammenfassen müsste, wenn ich einen einzigen Satz, einen letzten und finalen Satz sagen

müsste, was das Fazit all meiner Erkenntnisse ist – dann wäre dies folgender Satz: *Wie groß der Hass auch immer sein möge, den du erfährst, die Antwort kann nie Rache und Vergeltung sein – denn Liebe ist stärker als Hass!*

Jetzt, da ich diese Zeilen zu Papier bringe, schreiben wir das Jahr 2015. Erlauben Sie mir, Ihnen ein wenig aus meinem Leben zu erzählen.

Erste Risse

Mein Name ist Shlomo Graber. Geboren bin ich am 13. Juli 1926 in einem Städtchen, das Majdan (heute: Maidan) heißt. Es liegt ca. 75 km östlich von Ushhorod in der heutigen Ukraine, im damaligen Bezirk Mármaros.

Meine Erinnerung an jenen Ort ist relativ vage, denn meine Familie verließ diesen bereits, als ich fünf Jahre alt war. Soviel mir gesagt wurde, wohnten im Jahr 1830 in Majdan eine Handvoll Juden, welche die erste jüdische Gemeinde am Ort gründeten und in den darauf folgenden Jahren auch die erste Synagoge bauten. Zuvor hatten sie, so wurde mir erzählt, in einer einfachen Holzhütte gebetet. Die Ortssprache war Ukrainisch, aber die Juden sprachen untereinander hauptsächlich Tschechisch und Jiddisch, was jedoch kaum ein Problem darstellte, da viele der nicht-jüdischen Einwohner auch Jiddisch verstehen konnten.

Die ganze Gegend hatte immer schon eine sehr bewegte Geschichte. So gehörte sie bis nach dem Ersten Weltkrieg zu Österreich-Ungarn, danach wurde sie, durch den Frieden von Trianon, der Tschechoslowakei zugeschlagen, bis sie 1939 von den Ungarn erobert wurde. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Region der Sowjetunion angegliedert, um dann, nach deren Zerfall, der heutigen Ukraine zugeschlagen zu werden.

Meinen Namen erhielt ich im Gedenken an meinen Urgroßvater.

Dieser Name, *Shlomo* oder *Salomo*, sollte noch aus weit anderen Gründen zu mir und meinem Leben passen, denn erst sehr viel später wurde mir die historische Bedeutung meines Vornamens bewusst. Erstens lehrt uns die Onomastik, die Namensforschung also, dass Shlomo oder eben Salomo nichts anderes als *friedliebend* oder *friedfertig* bedeutet (was sehr gut zu meiner Person passt, wie ich schon an dieser Stelle verraten darf), und zweitens trug einer der herausragendsten Könige des Altertums diesen Namen: König Salomo, der laut dem *Buch der Könige* im 10. Jahrhundert vor Christus herrschte und als erster Herrscher des vereinigten Königreichs Israel gilt.

Nicht dass ich mich – trotz meiner jüdisch-orthodoxen Erziehung – als tief religiös bezeichnen würde, das Gegenteil trifft eher zu. Dennoch habe ich in meinem späteren Leben die historischen Hintergründe meines berühmten »Namensvetters« mit großer Faszination studiert und bin, wie viele vor mir, zu dem Schluss gekommen, dass König Salomo in der Tat einer der weisesten und gerechtesten Herrscher gewesen sein muss. Die Überlieferung besagt, er sei nicht primär darauf bedacht gewesen, sein Königreich zu vergrößern, sondern dass ihm ein friedliches Zusammensein mit anderen Völkern und Religionen sehr viel wichtiger gewesen sei. Diese Toleranz gegenüber anderen Kulturen soll ihm sehr großes Ansehen verliehen haben, und spätere Generationen sprachen gar teilweise von einer Epoche der »salomonischen Aufklärung«. Der weise Charakter des Herrschers wird durch eine Legende charakterisiert, die sich zu Beginn seiner Herrschaft ereignet haben soll: Gott, der Salomo einen Wunsch erfüllen wollte, sei über Salomos Wunsch erstaunt gewesen,

lediglich Weisheit erhalten zu wollen, auf dass er sein Volk gerecht regieren könne. Von Salomos Bescheidenheit angetan, gewährte Gott ihm nicht nur Weisheit, sondern auch ein langes Leben, Macht und Reichtum.

Bis zum heutigen Tag kennen wir das geflügelte Wort vom »salomonischen Urteil«, das besagt, wenn in einem Streitfall eine Lösung gefunden worden ist, die alle Beteiligten zufriedenstellt und die ausgewogen, klug und weise ist – dann sei ein »salomonisches« Urteil gefällt worden.

Wie es dazu kam, erzählt die folgende Geschichte oder vielleicht auch Legende, die sich während König Salomos Regentschaft ereignet haben soll:

Eines Tages kamen zwei Dirnen in den Palast und traten vor König Salomo. Sie hatten, nacheinander im gleichen Haus, je einen Sohn geboren, wovon einer während des Schlafs unbeabsichtigt erdrückt wurde und starb.

Beide Mütter wandten nun alle Tricks an, um König Salomo zu überzeugen, dass sie selbst die Mutter des überlebenden Kindes seien. Sie beschuldigten sich gegenseitig, zankten und keiften einander an. Der König hörte den beiden Dirnen geduldig zu, ohne selbst etwas zu sagen. Doch nach einer Weile gebot er den beiden Einhalt und beschloss, den Streit auf seine Weise zu beenden, indem er ein Schwert bestellte und folgendes Urteil fällte: »Teilt das lebendige Kind in zwei Teile und gebt jeder der beiden Mütter die Hälfte.«

Der Sinn dieses Halbierungsbefehls, der glücklicherweise nicht zur Ausführung kam, war die Beobachtung der Reaktionen der beiden Mütter, denn damit würden sie ihre wirklichen Beziehungen zum Kind entlarven, wie der König vermutete.

Die wirkliche Mutter, deren Herz für ihren Sohn in Liebe entbrannte, sagte: »Ach, mein Herr, gebt ihr das Kind lebendig und tötet es nicht.« Für die echte Mutter des Kindes stand somit nur das Überleben des Kleinkindes im Vordergrund.

Die falsche Mutter ihrerseits hatte da weniger Skrupel: Das Kind »sei weder mein noch dein; lasst es teilen«.

Der König wusste nun genau, welches die leibliche Mutter war, und sprach es dieser zu.

Ganz Israel hörte von dem Urteil, das der König gefällt hatte, und alle schauten mit Ehrfurcht zu ihm auf, denn sie erkannten, dass die Weisheit Gottes in ihm war, wenn er Recht sprach.

Oft denke ich, dass es wünschenswert wäre, auf dieser Erde wieder mehr »salomonische Urteile« zu sehen.

*

Meine ersten drei Lebensjahre sind, wie die fast jedes Menschen, erinnerungslos. Dennoch prägt diese Zeit, gemäß psychologischen Erkenntnissen, einen Menschen sehr stark.

Da ich der Erstgeborene war, wurde ich von meiner Mutter mit Liebe nur so überschüttet, was wohl auch einen Teil meiner späteren Persönlichkeit ausmachte.

Während ich also in meinen Babyjahren gehegt und gepflegt, genährt und geliebt wurde, zeichnete sich der Aufstieg eines Mannes ab, der die Geschichte der Welt bis zum heutigen Tag verändern sollte.

Jener Mann war in meinem Geburtsjahr gerade mal 37 Jahre alt. Er war Vorsitzender der von ihm mitgegründeten *Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei* (NSDAP) und er beanspruchte die alleinige, kompromisslose Führung innerhalb der Partei, die er letztlich auch vollständig erhielt. Des Weiteren machte er im Jahr meiner Geburt, also 1926, den ausgestreckten Arm als Gruß zum zentralen Merkmal seiner Partei. Und im gleichen Jahr, am 11. Dezember, als ich erst sechs Monate alt war, gab dieser Mann den zweiten Teil seines berüchtigten Buches heraus.

Im Jahr darauf begann das Unheil seinen Lauf zu nehmen, denn das Redeverbot, das er in ganz Deutschland bis zu jenem Zeitpunkt hatte, wurde Schritt für Schritt aufgehoben. Und dieser Mann nutzte jene Fehlentscheidung und begann, seine Saat des Bösen unter den Menschen auszubreiten.

Er hielt unzählige öffentliche Reden im ganzen Land. Seine Parolen waren eindeutig und unmissverständlich. So sagte er in einer Rede im Monat März 1927 in Ansbach: *»Macht brauchen wir, um unser Sklavendasein abzuschütteln. Macht, um mehr Grund und Boden zu erobern. Macht, um Brot und Arbeit zu sichern und um nicht verhungern zu müssen. Wer aber Macht erringen will, der muss kämpfen. Wir stehen auf der Erkenntnis der Rasse. Die Menschen sind nicht alle gleich.«*

Im Jahre 1928 sprach er im Dezember in Schweinfurt über das Thema *»Andersrassige, Juden und Neger«*.

Im Januar 1929 ernannte er Heinrich Himmler zum *Reichsführer-SS*, und jener Himmler machte sich umgehend an die Arbeit und baute die neue Organisation zu

einer Elitegruppe aus. 1930 ernannte der Mann Joseph Goebbels zum *Reichspropagandaleiter* der NSDAP.

Im Oktober desselben Jahres begegnete dieser Mann erstmals der damals erst 17-jährigen Eva Braun in München – sie sollte seine große Liebe werden.

Falls er je fähig gewesen ist, wirklich zu lieben.